Morgen-Ausgabe.

„Berliner Tageblatt“
erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchem es nur in einer Morgenausgabe ausgegeben wird. Man abonnirt außerhalb Berlins bei allen Post-Anstalten des deutschen Reiches, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Italiens, Belgiens, Luxemburgs, der Niederlande (Holland), Dänemarks, Schwedens und Norwegens, Rußlands und der Donaustaaten; in Berlin bei der Expedition, Jerusalemerstraße 48/49; Filiale Friedrichstadt: Friedrichstraße 66; Filiale Königstadt: Königstraße 56/57; Filiale Tonielendorf: Prinzenstraße 41; bei allen Zeitungsspeditoren und Stadtpostämtern. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur per Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.
Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin.

Abonnements-Preis
auf das „Berliner Tageblatt“ nebst „Handels-Zeitung“, sowie dem illustrirten Wochblatt „ULK“, der feuilles. Montags-Beilage „Religiöse“, dem belletristischen Sonntagsblatt „Deutsche Lesehalle“ und den „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft“ vierteljährlich 5 Mark 25 Pf., Ausland ergl. Postaufschlag; bei directer Zusendung unter Kreuzband 14 M. pro Quartal (für Berlin auch monatlich 1 M. 75 Pf. incl. Botenlohn, bei separater Zustellung des Abendblattes 2 M.). — Inserate à Zeile 50 Pf. („General-Anzeiger“ 30 Pf.) werden in der Expedition Jerusalemerstraße 48/49, sowie deren Filialen: Friedrichstraße 66, Königstraße 56/57, Prinzenstraße 41 angenommen.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nummer 392. Berlin, Donnerstag, den 6. August 1891. XX. Jahrgang.

Prozeßverfahren und Eidesleistung.

In den verschiedensten Seiten her werden Klagen über eine stets erregende Zunahme von Meineiden und Falschseiden in Deutschland laut. Man bemüht sich, den Gründen dieser bedenklichen Erscheinung in unserem öffentlichen Leben nachzuspüren und wenn möglich eine wirksame Abhilfe zu schaffen. Neuerdings hat sich eine sehr angesehene Körperschaft mit dieser wichtigen Frage beschäftigt, nämlich die badische evangelische Generalsynode, und es ist äußerst lehrreich zu beobachten, in welch unbefangener Weise die Frage in den Verhandlungen zur Sprache gebracht wurde. Bemerkenswerth ist zunächst die Haltung der badischen Generalsynode gegenüber der von mancher Seite erhobenen Forderung, den konfessionellen Eid wiederherzustellen. Gewisse kirchlich-positive und politisch-reaktionäre Cliquen sind bekanntlich sehr rasch zur Hand, wenn es gilt, die moderne Welt wegen ihres Abfalles vom Buchstabenglauben zu verdammen und darin den Ursprung sozialen Uebels zu finden; sie haben also auch für die Synodne Meineide die Erklärung in der Beseitigung der konfessionellen Eidesformel gefunden, und sie verlangen dringendst ganz folgerichtig in ihrem Standpunkte aus die Wiederherstellung derselben. Diesem Ansinnen hat nun die badische Generalsynode nicht zugestimmt. Es aber hat sie sich, und zwar in Uebereinstimmung mit den Anschauungen, daß eine Verminderung der Eidesverletzungen durch eine hierauf gerichtete Reform unseres Prozeßverfahrens zu erstreben sei. Es ist zweifellos richtig, daß mit der Zahl unser jetziges Prozeßverfahren bedingten Häufung von Eidesleistungen sich die Scheu der Massen vor der feierlichen Handlung der Eidesablegung vermindert, und daß es daher vor Allem darauf ankommt, die Empfindung von der Heiligkeit der Eidesleistung wieder lebhafter zu machen, und das kann eben nur durch eine Beschränkung der Eidesleistungen auf das unbedingt nothwendige geschehen. Will aber Jemand im Ernste bestreiten, daß jahraus jahrein Tausende von Eiden auf Grund bestehenden Gesetze geschworen werden müssen, die Zahl nicht erforderlich sind? Und zwar findet diese Eidesleistung nicht nur beim Strafprozeß statt, sondern auch beim Civilprozeß; auch hier sind der vorgeschriebenen Zeugen- und Parteieneide mehr abzulegen, als unbedingt nöthig. Die badische Generalsynode hat den Wunsch ausgesprochen, daß bei einer Durchsicht der Civilprozeßordnung diese Frage der Abschaffung unnöthiger Eidesleistungen durch die Gesetzgeber die ihr gebührende Würdigung finden möge. Neben dieser Verminderung der gesetzlich vorgeschriebenen Eide. Eidesleistungen soll mit einer schärferen Ahndung der Meineidsverbrechen vorgegangen werden.

Kann man sich mit diesen auf der badischen Generalsynode geäußerten Meinungen einverstanden erklären, so muß man das Hineinziehen der sozialdemokratischen Partei in diese Angelegenheit nur auf das Tiefste bedauern. Es ist ja nicht in Abrede zu stellen, daß sich einzelne sozialdemokratische Wortführer zu der ungeheuerlichen Behauptung verstiegen haben, daß unter Umständen wie etwa die Nothlüge, so auch der Noth-Eid gerechtfertigt, ja geboten sein könnte. Aber wenn man aus solch einer gewagten, in der Hitze der Debatte herausgeschleuderten, allerdings nicht zu vertheidigenden Bemerkung sofort auf die Moral einer nach Hunderttausenden zählenden Partei einen Schluß ziehen und dieselbe für die Vermehrung der Meineide mit verantwortlich machen will, dann begeht man ein großes Unrecht. Ja noch mehr; man macht sich eines verhängnißvollen Irrthums schuldig, indem man der im Angenblick der Erregung entschlüpften sozialdemokratischen Redensart eine Bedeutung beimißt, die sie ursprünglich gar nicht gehabt hat. Die Gefahr besteht unseres Dafürhaltens darin, daß nunmehr erst von sozialdemokratischer Seite ein förmliches System erkannt werden könnte, um wirklich eine Rechtfertigung des Noth-Eides den Parteimitgliedern plausibel zu machen. Das ist immer das Allerschlimmste, gewisse politische Parteien für gewisse Erscheinungen im moralischen Leben verantwortlich zu machen. Daß ein Mann von der Erfahrung des bekannten Abgeordneten Kiefer, welcher den Vorsitz in der badischen Generalsynode führte, diesen Mißgriff begehen konnte, wäre sehr schwer zu erklären, wenn man nicht wüßte, daß derselbe als Nationalliberaler zu einer zusagen berufsmäßigen Verbissenheit gegen alles Sozialdemokratische verpflichtet wäre!

Die Kanalisirung der Mosel und Saar.

Aus Saarbrücken wird uns geschrieben:

Auf den 18. d. M. hat der Oberpräsident der Rheinprovinz im Auftrage des Ministers v. Berlepsch wiederum einen sogenannten **Moselkanalitag** einberufen, welcher diesmal in Köln tagen wird. Auf diesen Konferenzen, deren schon mehrere stattgefunden haben, — die letzte am 26. und 27. Februar v. J. zu Koblenz — wird die Frage einer **Kanalisirung der Mosel und Saar** erörtert werden, welche schon seit einem Jahrzehnt als die wichtigste Verkehrsfrage der ganzen Rheinprovinz anerkannt wird. Mosel und Saar sind streckenweise schon kanalisirt, aber nur in ihrem Oberlaufe, die Mosel von Metz nach Frankreich zu, die Saar von Saarbrücken in die Reichslande hinein. Dagegen ist es heute für ein mittelgroßes Lastschiff unmöglich, von Metz oder Saarbrücken aus nach Trier oder weiter moselabwärts zu gelangen. Das obere Moselgebiet besitzt wohl eine Schiffahrtsverbindung nach Frankreich, aber keine nach Altdeutschland. Dieser Zustand ist um so bedauerlicher, als die traurigen Schiffahrtsverhältnisse auf der Mosel eine bloße Folge unverantwortlicher Nachlässigkeit sind. Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts war die Mosel in ihrem ganzen Laufe für schwere Lastschiffe befahrbar. Aber in den Jahrzehnten, welche dem Zusammenbruch des Kurfürstenthums Trier folgten, hat man die älteste Kulturstraße auf deutschem Boden elend verfallen lassen. Im Unterlauf der Saar sieht es nicht besser aus. Während auf dem kanalisirten Oberlauf dieses Flusses der regste Frachtverkehr besonders in Kohlen herrscht, kann die Saar in ihrem Unterlauf von Lastschiffen überhaupt nicht befahren werden.

Die Produkte des Saarreviers müssen vermittels der Eisenbahn an die Untermosel und an den Rhein gebracht werden, obwohl eine Flußverbindung, die aber eben gründlich vernachlässigt ist, zwischen den beiden Landestheilen besteht. Machen schon diese Verhältnisse die Kanalisirung der Mosel und der unteren Saar sehr wünschenswerth, besonders seit der Erwerbung Elsaß-Lothringens, so ist in neuester Zeit noch ein anderes Moment dazugekommen, welches die Kanalisirung der Mosel gebieterisch fordert und für die rheinisch-westfälische Eisenindustrie zu einer Lebensfrage macht. An der Obermosel befinden sich große Lager von phosphorhaltigen Eisenerzen. Diese Erze waren nicht vor wenigen Jahren werthlos, da man phosphorhaltiges Eisen nicht verarbeiten konnte. Das hat sich geändert, seit Thomas im Jahre 1877 sein berühmtes Verfahren der Entphosphorung des Eisens entdeckte. Durch dieses Verfahren wird ein ganz ausgezeichneter Stahl erzeugt, dessen Herstellung und Verarbeitung sich von Jahr zu Jahr ausdehnt. Die rheinisch-westfälische Eisenindustrie kann aber das Thomasverfahren nicht in dem wünschenswerthen Umfange anwenden, da es ihr an phosphorhaltigen Eisenerzen fehlt. Sie muß dieselben zum größten Theil aus Spanien und Algier einführen, denn das Lager Minette an der Obermosel bleibt für sie unerreichbar, weil es zwischen der Obermosel und dem Niederrhein kein Schiffahrtsverbindung giebt. Die Eisenbahnfracht ist natürlich zu theuer. So haben wir das eigenartige Schauspiel, daß ein wichtiger Zweig der rheinisch-westfälischen Industrie zu verkümmern droht, weil es ihm an phosphorhaltigem Eisenerz fehlt, obgleich solches Erz in der vorzüglichsten Qualität und fast unerschöpflichen Menge an der Mosel lagert. Die Unmöglichkeit, dasselbe nach Altdeutschland auszuführen, hat an der Obermosel, in Lothringen, Luxemburg und den benachbarten französischen Departements bereits eine neue Eisenindustrie ins Leben gerufen. Warum aber wird nun die Mosel nicht kanalisirt? Das ist in der That schwer begreiflich.

Der Baurath Schönbrod in Saarbrücken hat einen Plan für die Kanalisirung ausgearbeitet, welcher den Beifall aller Fachmänner gefunden hat. Die Kosten des Projektes werden in diesem Plan auf 34 Millionen Mark veranschlagt. Zweimal bereits ist die Regierung angegangen worden, einer Aktiengesellschaft die Konzession zu der Kanalisirung der Mosel zu ertheilen, aber Jahr auf Jahr verstrich, ohne daß mit der Ausführung des Planes Ernst gemacht worden sei. Einmal lag das wohl daran, daß Minister Maybach kein Freund der Kanäle war, der allen Dingen aber war es Freiherr v. Stumm, welcher alle Hebel in Bewegung setzte, um die Kanalisirung zu verhindern. Er erschien auf jedem Mosellandtag und bekämpfte die Kanalisirung auf das Hartnäckigste. Als Mitglied des Reichstages und des

Eva Siebeck.*)

Roman von

B. v. Suttner.

[20. Fortsetzung.]

„In der That — doch um wie vieles glänzender wären sie ausgefallen, wenn diese fatale Trauer . . . daß doch Großmütter immer mal à propos sterben! Künftigen Fasching werden Sie doch Wien zubringen? Dann kann das Versäumte nachgeholt werden. Um dann, wie gewöhnlich, unsere Fürstin Metternich wieder Liebhabervorstellungen, Tableaux, Balleis oder was weiß ich in Szene setzt, dann wird man Sie jedenfalls stark in Anspruch nehmen.“

„Nein, Graf Dürenberg, ich habe nicht die Absicht, mich in die große Welt zu stürzen — gehöre übrigens auch gar nicht dazu.“

„Sie wollen sich uns entziehen? Das wäre ein Verbrechen! Meine Mutter wird schon dafür sorgen müssen, daß Sie in der Wiener Gesellschaft die Rolle übernehmen, die Ihnen zukommt, nämlich eine Königin der Saison zu sein.“

„Ich bin nicht hoffähig, wie Sie wissen.“

„Das nimmt man in unserer modernen Welt nicht mehr so genau wie vor zwanzig Jahren — Wenn andere blendende Eigenschaften, wenn solcher bestrickende Liebreiz — so viel Schönheit —“

„Warum sagen Sie mir solche Dinge, Graf Dürenberg? Das schämt mich. Nach der Krone einer Salonkönigin zu greifen, dazu fehlt mir nicht allein die Berechtigung, sondern auch die Lust. Ich wollte — — Ja, was wollte ich?“ — unterbrach sie sich, und das traurige Bewußtsein fuhr ihr durch den Sinn, daß ihrem Leben dasjenige fehlte, was einem Leben Halt und Werth giebt: ein Ziel für die Zukunft, ein Pflichtenkreis für die Gegenwart.

„Was Sie wollten? Das will ich Ihnen sagen.“ Graf Adolf rückte sich knapp zu ihr, so daß seine Worte von den Anderen nicht gehört werden konnten. „Genießen wollten Sie, Rosen pflücken, in berauschenden Fluthen untertauchen, mit Ihren kleinen weißen Füßen auf Blumenteppichen wandeln, Ihr diamant- und perlengeschmücktes Haupt von hundert wandhohen Spiegeln und im Auge eines wahnsinnig Geliebten widerstrahlen sehen —“

„Erzählen Sie mir keine Märchen —“

Die Speisesaalthüren wurden geöffnet. Das Diner war aufgetragen. Dürenberg sprang auf:

„Darf ich Ihnen meinen Arm —?“

„Unter der Bedingung, daß Sie vernünftig sein werden,“ erwiederte Eva lächelnd.

„Eine harte Zumuthung — in Ihrer Nähe.“

Während des ganzen Speisens gab sich Graf Adolf wenig Mühe, die ihm auferlegte Bedingung zu erfüllen. Er begann, in aller Form dasjenige auszuführen, was Liuba vorausgesagt: nämlich, der jungen Gräfin Siebeck lebhaft den Hof zu machen. Sie aber gab ihm wenig Gehör, denn sie fühlte sich mehr beleidigt als geschmeichelt, daß ein Mann, der ihr erst am selben Tage vorgestellt worden, es wagte, so ohne Weiteres als Bewerber um ihre Gunst in die Schranken zu treten. Und sie war kaum ein halbes Jahr verheirathet! War es denn in der Gegend bereits bekannt, auf welchem Fuß sie mit ihrem Gatten stand, aber mißachteten die Leute Robert so sehr, um annehmen zu können, daß seine jungangetraute Frau geneigt wäre, anderweitigen Trost zu suchen?

„Sie kennen Robert schon lange?“ unterbrach sie einmal den Rosenkranz von Schönheiten, welche der Nachbar ihr auffagte.

„O, seit meiner Knabenzeit. Damals haben wir uns öfters gepriegelt — und zur Jagd kommen wir alljährlich zusammen. Aber Freunde sind wir nicht. Merken Sie sich das, Gräfin Siebeck.“

In dem Tone, mit welchem Dürenberg gesprochen, klang es wie große Geringschätzung für ihren Mann. Aber — obwohl sie fühlte, daß ihre Würde ein solches erfordert hätte — Eva fand kein Wort, das sie für den Abwesenden hätte einlegen können. Wieder, wie jedesmal, wenn ihre Gedanken in eine schmerzliche Klemme geriethen, flehten dieselben zu Ralph.

„Und sind Sie ein Freund meines Schwiegervaters?“

„Ralph Siebeck? Ich verehre ihn von Weitem. Wir sind weder Alters- noch sonstwie Genossen. Er hat sich von den Kreisen, in denen ich nicht bewegte, immer fern gehalten. . . Ich halte ihn für einen edlen, braven, hochdenkenden Menschen. — Wie freundlich Sie doch schauen können, Gräfin — ein so warmer Blickstahl, wie eben jetzt, hat mir bisher aus Ihren Augen noch nicht geleuchtet.“

An dem andern Ende des Tisches, wo der Hausherr saß, ward natürlich wieder „Politik“ betrieben. Die Gäste des Fürsten kannten dessen Steckenpferd und waren stets bemüht, es ihm vorzuführen, um ihn zu einem kleinen Ritte zu verleiten. Da genügte die geringste Anspielung auf irgend ein im Leitartikel des Morgenblattes behandeltes Thema — und sogleich öffneten sich die Schleusen staatsmännischer Weisheit, von welcher der alte Herr zu überfließen wähnte.

Die Diskussion an dem politischen Tafelende schien eine sehr angeregte gewesen zu sein, denn sie dehnte sich bis über die Dauer des Speisens hinaus; und als man in den Salon zurückgekehrt war, hatte Eva Gelegenheit, die Fortsetzung zu hören, da sie in der Nähe des Kamins saß, an welchem gelehnt der Hausherr also sich vernehmen ließ:

„Es ist eine Schande, eine Schmach ist es, daß das Gift des Liberalismus bis in jene Kreise dringt, auf deren Niedergang er es abgesehen hat. Da giebt es sogar unter unsern Standesgenossen solche, die mit der radikalen Linken kokettiren und dabei vergessen, daß, wenn man sich einmal von der konservativen Sache lossagt, es keinen Einhalt auf dieser schiefen Ebene mehr giebt. Vom Liberalismus zur Sozialdemokratie ist nur ein Schritt, von dieser zum Anarchismus nur ein halber und von letzterem zu Raub, Brandlegung und Mord gar keiner mehr.“

„Ich denke doch,“ bemerkte Jemand schüchtern, „es seien da Abstufungen — Nüancen — Fraktionen — aber im Prinzip haben Durchlaucht ja Recht. Wenn man von den gesunden Grundsätzen abweicht . . . aber schließlich, eine Opposition muß doch sein.“

„Meinethalben — dem dieselbe hebt die Siege der Regierungspartei nur desto besser hervor und giebt ihr Gelegenheit, die schädlichen Gegenmeinungen zu widerlegen. Aber was ich tadle, ist, daß Leute aus unseren Reihen sich den Wühlern abschließen. Dort sollen nur die Nabulisten — Advokaten und Professoren und solche Leute — ihr Unwesen treiben, aber daß Angehörige des alten Adels wie z. B. Ralph Siebeck —“

„Graf Siebeck ist ja nicht Abgeordneter,“ wagte wieder Jemand einzuwenden.

„Einerlei; er giebt doch gelegentlich seine Meinung ab, und die ist stark von Liberalismus angekränkelt. Wenn er kandidirte und gewählt würde, so wäre das ein Unglück.“

„Graf Dürenberg,“ sagte Eva zu Adolf, „Sie erklären vorhin, daß Sie für Ralph Siebeck Verehrung hegen — vertheidigen Sie ihn gegen das, was der Fürst soeben gesprochen hat.“

„Ich habe nicht zugehört; wenn Papa von Politik zu reden anfängt, so verschließe ich mein inneres Ohr dagegen, ich finde das Thema zu langweilig — im Salon.“

„So theilen Sie seine Ueberzeugungen nicht?“

„Doch, doch! Ich bin natürlich auch konservativ und rechtdenkend und dergleichen, wie sich das eben für Unsereinen schickt, aber nicht

*) Allen neu hinzutretenden Abonnenten wird der bis 1. August d. J. gedruckte Theil des Romans: „Eva Siebeck“ von B. von Suttner gegen Einsendung der Abonnements-Quittung gratis und franco nachgeliefert.

Hierzu die Beilage „Mittheilungen über Landwirthschaft ꝛc.“ Nr. 32.